

In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 236

Posen, den 13. Oktober 1929

3. Jahrg.

Der Falschspieler

ROMAN
VON
KATE
LUBOWSKI

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR WEISTER-WERDAU IN SACHSEN

(29. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Dieser Laut beherrschte ihn eine Zeitlang völlig, stellte seine Gedanken um — zwang sie von dem grausamen Großen der Vergangenheit zu dem nicht minder großen, aber Befriedigenden der Mithilfe für die Zukunft hinüber, und befestigte ihn darin, daß er niemals, was auch über ihn kommen möge, sein — dieser Zukunft und gar nicht ihm selbst gehörendes — Leben beliebig auslöschen dürfe.

„Es scheint sehr frisch und ist zur Zeit auch völlig klar, Herr Sanitätsrat,“ erstattete Schwester Grete ihre Meldung an Doktor Schmolz.

„Na . . . wollen gleich mal sehen,“ meinte der und ergriff ein Formular vom Tisch, das er mit sich nahm.

Frisch und zur Zeit völlig klar . . . hm, das stimmte allerdings. Aber so war es zu Anfang beinahe immer . . . bis! Und dies, was hinter jenem „bis“ folgte, traf denn auch bei Doktor Schmolz' Besuch ein, als er, auf fester Unterlage, dem Kranken das Formular zugleich mit einem gutgeputzten Bleistift hinreichte.

„Wollen Sie selbst, bitte, alles ausfüllen, denn,“ — fügte er in scherzhaftem Tone hinzu — „wir haben uns hier nämlich eine gewisse Bequemlichkeit in solchen und ähnlichen Dingen angewöhnt, die uns, bedenkt man die Fülle der Anmeldungen, die sich zuweilen zusammendrängt, schon nachzusehen ist.“

Ohne Argwohn zu schöpfen, kam er der Aufforderung nach. Doktor Schmolz beobachtete ihn scharf dabei. Ihm fiel nichts Ungewöhnliches auf. Der Patient nahm die Eintragungen vor, ohne auch nur den Bruchteil einer Sekunde nachzudenken. Im Umsehen war er fertig . . . bis auf die Vollziehung durch die Namensunterschrift.

„Bitte sehr,“ sagte er höflich und reichte dem Arzt den Bogen zurück.

Dr. Schmolz hatte es sofort festgestellt.

„Sie haben noch eine Kleinigkeit vergessen, Herr Baron!“

Der wurde rot aber er nahm das Formular nicht ab. „Darf ich bitten,“ wiederholte Doktor Schmolz sein Ersuchen eindringlich und tippte mit dem Zeigefinger der anderen Hand dorthin, wo die Unterschrift fehlte. — Die Hände des Kranken verharrten unbeweglich auf der Decke. „Eine bloße Form . . . ein Nichts . . . das wissen wir genau, wie Sie. Und dennoch erforderlich . . . Also bitte schön,“ ermunterte Dr. Schmolz lebenswürdig. „Sie haben völlig recht, verehrter Herr Baron, wenn Sie ihr keine Wichtigkeit beimessen. Solange wir indes in einem geordneten Staat — bitte nicht die Stirn runzeln — leben, müssen wir so was respektieren.“

Die Röte der Erregung wich. Das Gesicht veränderte sich. Er zeigte plötzlich den eigensinnigen Ausdruck von Kranken, die von einer fixen Idee beherrscht werden und im übrigen durchaus umgänglich und normal wirken. — Sanft, aber entschlossen drückte Dr. Schmolz nunmehr dem Widerstrebenden das Formular in die Rechte, indem er gleichzeitig mit der freien Hand die Uhr aus der Tasche zog. „Ich möchte es gleich mitnehmen. Sie haben nämlich vierundzwanzig Stunden geschlafen. Beneidenswert! Ich wollte, ich dürfte das auch einmal. Haben Sie geschrieben, Herr Baron?“

Da sah ihn der andere fest an. In seinem Blick glomm etwas auf, das der Arzt für ein ganz bestimmtes Anzeichen deutete. Als das Bereitsein zu einem Ausbruch. — In Wirklichkeit war es eiserne Entschlossenheit.

„Ich . . . schreibe das nicht, Herr Sanitätsrat.“ Doktor Schmolz spielte mit viel Geschick den Ueberraschten.

„Ja . . . wieso denn nicht? Aber bester Baron, Ihre Persönlichkeit braucht sich doch wahrhaftig nicht mit einem Geheimnis zu drapieren.“

„Überlassen Sie das bitte meinem Urteil, Herr Sanitätsrat!“

„Mir liegt jeder Eingriff in Ihre privaten Angelegenheiten sehr fern,“ beteuerte der Arzt geschmeidend, „jedoch, Sie werden sich wohl denken können, daß ich durch Ihren Herrn Schwiegervater genau unterrichtet bin.“

„Ich werde nicht schreiben,“ wiederholte der Kranke eintönig.

„Wenn Sie verlangen, daß ich Ihre Weigerung verstehen soll . . . und das müssen Sie mir, als zur Zeit Ihrem Arzt, wohl zugestehen . . . dann geben Sie mir eine Erklärung dafür.“

„Die dürften Sie eigentlich nicht nötig haben, Herr Sanitätsrat!“

„Ich bitte Sie herzlich, Herr Baron, daß Sie mir voll vertrauen.“

Noch einen Augenblick des Zögerns . . . Einen letzten.

„Ich habe nämlich . . . keinen Namen!“

„Ach . . . wieso kann das sein? Sie sind doch geboren. Alles weitere ergibt sich. Sogar Unehelichkeit und Adaption ändert nichts an dem Besitz des Namens.“

„Verstehen Sie doch, Herr Sanitätsrat. Der ich war durch bürgerliches und ethisches Recht . . . der bin ich nicht mehr, weil alles, was mich als solcher legitimieren könnte . . . mit dem anderen ins Grab gesenkt wurde. Der ich mir anmaßte zu sein — indem ich alle Beweisstücke austauschte . . . nun . . . der kann und darf ich nicht länger bleiben! Denn der ist tot. Nicht wahr, Sie begreifen das jetzt.“

Das war mal wieder ein Fall, wo der Kranke mit überzeugendem Scharfsinn recht zu haben schien. Noch war sich Dr. Schmolz nicht ganz klar, ob dieser eine mit allem Raffinement ausgearbeitete Rolle nur spielte . . . um frei für ein geliebtes Mädchen zu werden — oder ob es doch ein Dämmerzustand, Wahnsinn, war. — Schon jetzt neigte er zu dieser letztgenannten Auffassung.

Der Atem des Kranken fuhr kurz und ruckartig aus seinem Munde. Seine Adern spannten sich. Die Hände bekamen Kraft und wurden zur Faust geballt. Die Augen flammten unruhig. Also wirklich!

Dr. Schmolz drückte auf eine nur ihm und dem Pflegepersonal bekannte Klingel am Fußboden. Zwei Minuten später erschien ein durchaus angenehm und friedlich aussehender Wärter, gefolgt von Schwester Grete, die noch Dienst tat.

„Ich muß Sie jetzt verlassen, Herr Baron,“ sagte Doktor Schmolz vollkommen lebenswürdig und kam nicht mehr auf die verweigerte Unterschrift zurück. Bevor er das ausführte, neigte er den Kopf gegen Schwester Grete und raunte ihr scherzhaft zu:

„Ihre Diagnose war übrigens großartig, Schwester, nur sie stimmt leider nicht.“

Nun saß Schwester Grete abermals neben diesem Bett. Ihre Hände hielten ein Buch aufgeschlagen. Aber sie las nicht darin. Es war ja doch alles nicht wahr, was so ein Dichter erfann. Der sollte erst, bevor er so etwas unternahm, zehn Jahre hier arbeiten.

Am Fenster hatte der angenehme Wärter Platz genommen. Ihn raucherte erbärmlich. Aber es mußten noch volle sechs Stunden vergehen, ehe er seiner Leidenschaft fröhnen durfte.

Beide warteten sie voller Geduld und Ergebung, daß sich ein Mensch seiner Gottähnlichkeit und Würde entkleiden sollte.

„Wollen Sie mich, bitte, etwas allein lassen,“ forderte der Kranke nach geraumer Weile, weil für ihn keine Hoffnung mehr bestand, daß dies ohne sein Erluchen aelchehen werde.

Keiner von beiden verweigerte ihm offen die Erfüllung seines Wunsches. Aber . . . keiner machte Miene, ihn zu erfüllen.

Der angenehme Mann am Fenster grinste ein wenig, als habe er einen ausgezeichneten Witz vernommen, den er doch nur ganz heimlich belachen dürfe . . . Schwester Grete seufzte vernehmlich und ihre guten, schwermütigen Augen litten um diesen Kranken.

Da sprang der, von einem Gefühl ohnmächtigen Jorns übermannt, plötzlich aus seinem Bette, ergriff einen Stuhl, schwang ihn über dem Kopf und wiederholte drohend seine Forderung.

Der angenehme Mann war von seinem Fensterplatz verschwunden. Er hatte sich mit geschickter Bewegung auf den Fußboden geduckt, damit ihn der Wurf nicht treffe, was auch ohnehin nicht zu befürchten gestanden hatte.

Schwester Grete zog, wenige Minuten später, mütterlich behutsam die Spritze, welche ein Beruhigungsmittel unter die Haut gesenkt hatte, heraus.

„So'n M. (Morphium) hilft doch mehr als ne Dusche oder die Gummizelle,“ anerkannte der wieder aus der Tiefe erstandene, angenehme Mann und machte es sich bequem.

Im weiteren Verlauf des Tages wurde der Kranke von beiden Leitern auf das Gewissenhafteste untersucht. Der organische Befund stellte sie durchaus zufrieden. Die offensichtliche Abmagerung des Körpers würde durch längere, jetzt noch nicht abzumessende Bettruhe und entsprechende Nahrung bald behoben sein. — Ueber den Verlauf der geistigen Erschlaffung schon jetzt irgendein Urteil zu haben, war für den gewissenhaft arbeitenden Neurologen jedoch eine Unmöglichkeit.

Der Kranke hatte inzwischen eingesehen, daß sein Vertragen in solcher Anstalt, deren Zweck ihm bald nach seiner Entgleisung klar gewesen, zu den hier einzig möglichen Folgerungen führen mußte. Er nahm sich daher vor, für die kurze Dauer seines Aufenthaltes — was auch immer kommen möge — eiserne Ruhe zu bewahren. — Am Vormittag des nächsten Tages bat er Schwester Grete um Papier und Tinte. Er habe einen nicht länger hinauszuschiebenden Brief zu schreiben, und zwar, noch ehe die Ablösung — Schwester Paula, eine äußerlich herbe, ja streng wirkende ältere Person — anträte. Ferner fragte er bittend, ob Schwester Grete ihm wohlbesagten Brief zuverlässig in den Kasten befördern wolle.

Sie kannte diese Ansinnen zur Genüge. Sie wiederholten sich bei jedem neuen Kranken . . . nachdem sich genügender, anderweit nicht abzuladender Explosivstoff angesammelt hatte. Scheinbar willig ging sie hinaus. Die Gefahr, daß er entweichen konnte, bestand nicht, denn diese Türen waren nur von außen zu öffnen. — Obgleich sie Doktor Schmolz Antwort genau voraus wußte, befragte sie ihn. Irgendein Gefühl, das ihrer hundertmal bewährten Zuverlässigkeit nichts nahm und über dessen Ursprung und Vorhandensein sie selbst im Unklaren blieb, zwang sie dazu. — Doktor Schmolz große, graubraune Augen belächelten ihre Frage, wenn sein Mund auch ernsthaft blieb. Das lichtgoldene Bünktchen in der Mitte der Pupille hüpfte förmlich vor Vergnügen, daß auch diese Schwester einer fraulichen Symptomie zugänglich war.

„Natürlich, natürlich,“ erlaubte er, „schaffen Sie ihm nur reichlich Material hinüber.“

„Und darf ich nachher das Geschriebene auch fortbringen?“

„Aber . . . aber, Schwester Grete — sind wir denn zum Greenhorn geworden?“

„Ich glaube, er ist sehr unglücklich und verlassen, Herr Sanitätsrat.“

„Möglich. Mit Depressionszuständen rechnen wir doch von vornherein. Nicht wahr? Also . . . kein Gedanke, daß ein Brief von ihm hinausgeht. Trotzdem halte ich diese Art der inneren Entlastung sehr günstig für sein Befinden. — Sie wissen nun jedenfalls Bescheid, Schwester. — Sobald der Brief fertig ist, bringen Sie ihn mir in das kleine Audienzzimmer.“

Der Brief war an Ruth von Alvensbrink gerichtet. Er enthielt nicht etwa eine Wiederholung seiner Beichte, denn er war überzeugt, daß Ruth durch Krumbholz auf das genaueste unterrichtet war. Auch fehlten darin die Klagen über schlechte Behandlung, wie sie die Briefe der anderen Kranken reichlich enthielten. Dies Schreiben war vielleicht das kürzeste, das jemals von hier abgesandt zu werden beanspruchte. Es lautete:

„Sie werden im Bilde sein. Ich habe mich freiwillig in diese Anstalt begeben und bleibe auch vorläufig da. Sie bitte ich hierdurch, daß Sie zu mir kommen, sobald es Ihnen nur irgend möglich ist.“ Die Unterschrift fehlte auch hier.

215 21. Schmolz, gesteuert durch wahrend jeder ersten Woche, und zwar mit bestem Erfolg für die Begründung der Psyche des Verfassers, geübten Gepflogenheit von dem Inhalt Kenntnis genommen hatte, steckte er den Brief zu sich, um ihn gelegentlich dem Kollegen und Mitinhaber, Geheimrat Helm, zu zeigen.

„Eigentlich,“ sagte er sein Urteil zusammen, „besagen diese lärglichen Zeilen nichts Besonderes. Die Bitte um einen baldigen Besuch gibt keine interessante Handhabe. Neue Gesichtspunkte springen jedenfalls nicht daraus hervor.“

P. A. Krumbholz würde — verabredungsgemäß — im Laufe des kommenden Tages anrufen. Dann wollte er ihn nach dem Namen seiner Stieftochter fragen, selbstverständlich ohne das zurückgehaltene Schreiben zu erwähnen. Dieses wurde, gleich seinen stummen Leidesgefährten verschlossen, sorglich aufbewahrt und bei der Entlassung dem Genesenen oder im andern betrüblichen Fall seinen Angehörigen oder nahen Bekannten ausgehändigt.

Schwester Grete hatte für die dienstfreie Zeit mit noch zwei anderen Schwestern ein großes, helles Zimmer zur Verfügung. Heute erwartete sie lieben Besuch, den sie schon aus der Kinderzeit her kannte. Ihre frühverstorbenen Eltern wohnten einst mit dieser Freundin und deren schwerkranken Mutter in dem nämlichen Haus. Seit fünf Jahren hatten sie freilich nichts mehr voneinander gehört, als das, was gehässige Jungen Schwester Grete über die Jugendgenossin zutrug. — Vor wenigen Wochen führte nun der Zufall die lange Getrennten in einem Konzert zugunsten des Vereins deutscher hochbetagter Pflegerinnen zusammen. Die gegenseitige Freude war ehrlich. Ein Zusammentreffen wurde verabredet, innegehalten und seither, wöchentlich einmal, wiederholt. Heute kam die Freundin zu Schwester Grete.

„Mädel,“ sagte die entsezt, als die sehnlichst Erwartete, reichlich verspätet, endlich eintraf, „du siehst aber schlecht aus. Was ist passiert?“

„Es geht diesmal nicht um mich, Grete. Ich schleppe an fremdem Schmerz mit,“ sagte die Rotblonde und seufzte.

„Das können wir uns niemals abgewöhnen, Trautlieb, obgleich es manchmal wirklich recht überflüssig, ja unangebracht ist . . .“

„Hier würde jede, die ein mitfühlendes Herz hat, genau so jammern, Grete . . .“

„So? Dann laß doch mal hören.“ —

Und die andere berichtete, wie ihre Wohltäterin, von der sie schon häufig gesprochen, halb von Sinnen sei . . . weil einer, der plötzlich verschwunden wäre, allem Anschein nach auch verschwunden bliebe . . .

„Also eine Art ungetreuer Liebster,“ spöttelte Schwester Grete.

„Das darfst du nicht denken,“ verteidigte die Rothhaarige heftig . . . „Nein, nein, er ist ja mit ihrer Stieftochter verlobt.“

„Ach nee — — sieh mal an. Wie heißt er denn?“

„Baron von Kerst. Jürgen mit Vornamen.“

Schwester Grete stieß einen hellen Schrei aus.

„Denke dir bloß an,“ berichtete sie nach Ueberwindung der ersten Ueberraschung, „einer mit diesem Namen liegt seit vier Tagen bei uns auf Nr. 15. Gestern hatte er einen Wutanfall. Heute aber war er genau so vernünftig wie du und ich in unsern guten Tagen. Er schrieb einen Brief, der natürlich nicht abgeschickt werden durfte.“

„Sahst du die Adresse?“

Schwester Grete nickte.

„Er war an Fräulein Dr. Ruth von Alvensbrink adressiert, Trautlieb.“

„O Gott, Grete, das ist ja die, zu welcher mich der Baron von Kerst gebracht hat . . . eben meine Wohltäterin, überhaupt der beste und edelste weibliche Mensch, den es geben kann . . . Grete, was machen wir da bloß? Und sein Schwiegervater hat doch gewiß auch noch keine blasse Ahnung, daß er wieder da ist . . . Sonst müßte es doch mein Fräulein Doktor wissen . . .“

„Wenn der Schwiegervater — Krumbholz heißt, dann hat er ihn herbefordert und weiß alles. Er hat auch schon angeläutet. Ich war gestern zufällig am Apparat.“

„Und er sagt kein Sterbenswort zu Fräulein Doktor davon, wo er doch sehen muß, daß sie aus Angst und Kummer täglich blässer und schmäler wird. Keine Nacht schläft sie mehr. Ich weiß das genau. Mein Stübchen liegt neben dem ihren.“

„Du bist ein gutes Tier, kleine Trautlieb. Das hat dir der Zahn des ekelhaften Lebens nicht wegnagen können. Aber gegen den Teufel, dessen miserabelste Gewohnheiten einige Bitterböse abgelernt haben, kannst du nichts machen.“

„Das wollen wir mal erst abwarten.“ (Fortf. folgt.)

Heirate nur Dienstags bei zunehmendem Mond!

Aberglauben, Hochzeitsbräuche und ihre tiefere Bedeutung.

Dass die glückliche Ehe ein Problem ist, hat man allerorts zu allen Zeiten erkannt. Im Lauf der Jahrhunderte pflegte man nun alle möglichen Sitten und Bräuche, durch die man das Glück zur Einklehr zu bringen hoffte. Die meisten guten Ratsschläge gelten bei den alten Volksbräuchen und dem auch in unserer aufgeklärten Zeit noch sehr weit verbreiteten Aberglauben, der Braut. Urväterglaube und uralte Symbolik haben in vielen Gegenden eine Anzahl von Hochzeitsgebräuchen geschaffen, die als leere Form — man denke nur an den Polterabend — sich häufig sogar im modernen Leben der Städte noch erhalten haben.

Was kann nun ein Brautpaar alles tun, und was muß es bedenken, um glücklich im Ehehafen zu landen! Eine Selbstverständlichkeit, die eigentlich erst gar nicht erwähnt zu werden brauchte, ist, daß das Liebespaar, wenn es beschloßen hat, sich zu heiraten, darüber möglichst lange strengstes Stillschweigen bewahren muß, sonst hat es sein Glück beschrien, und das Verlöbniß geht wieder auseinander. Ueberhaupt ist es gut, das Glück so wenig wie möglich merken zu lassen. Wenn das Brautpaar, dieser Glaube findet sich vorwiegend in Tirol, beim Bestellen des Aufgebotes recht mißrische Gesichtser macht, so hofft man, daß dann das Glück in der Ehe um so größer sein wird. Pflicht der Braut ist es überhaupt, besonders am Hochzeitstage zu weinen, recht viel zu weinen, denn alle Tränen, die sie bei der Trauung nicht vergossen, müssen nachher in der Ehe fließen.

Beim Einrichten des neuen Hausstandes darf der Bräutigam, so sagt man in Röh (Oberpfalz), die Betten ja nicht berühren, damit er sich nicht von seiner Frau scheiden lasse. In anderen Gegenden verlangt man sogar von ihm, daß er die letzte Nacht seines Junggesellenbauseins auf einem Strohsack schläft, den ihm liebevolle Freundeshände mit Holz und Steinen gefüllt haben. Er soll dadurch lernen, sein Hauskreuz zu tragen und seine Frau gut zu behandeln. Das Zurichten des Brautbettes erfordert besondere Zeremonien. Wird es durch eine Jungfrau aufgeschüttelt, so bringt das schon an sich Glück. Meint es diese Jungfrau aber besonders gut mit ihren Freunden, dann steckt sie in eine Ecke des Bettes drei Stüchchen Brot und drei Kohlen, dann können die bösen Geister dem jungen Paar nichts anhaben. Sie legt vielleicht auch noch ein Stüchchen Brot unter das Bett, damit die Kinder gute Zähne bekommen. Wird der Hausrat ins neue Heim gebracht, so ist sehr darauf zu achten, daß nicht das Kreuzifix als erstes über die Schwelle getragen wird, denn sonst würde Kreuz über Kreuz das junge Paar treffen.

Die Festsetzung des Hochzeitstages erfordert fast eine Wissenschaft für sich, will man den Weg zu einer glücklichen Ehe nicht verfehlen. Den Mittwoch z. B. darf man auf keinen Fall wählen, denn dann würde die Braut bald wieder zu ihren Eltern zurückkehren. Auch der Freitag ist nicht besonders günstig. Am besten wählt man den Dienstag; natürlich aber einen Dienstag bei zunehmendem Mond, damit alles in dem neuen Hausstand vorangehe. Von den Kalenderzeichen gelten Widder, Stier, Zwillinge, Löwe, Jungfrau, Schütze, Steinbock und Wassermann als Glücksbringer, während Krebs, Waage, Skorpion und Fische entgegengesetzten Unglück bedeuten. Schön wäre es, könnte das Brautpaar auch das Wetter für seinen Ehrentag bestimmen, da das von sehr großer Vorbedeutung ist. Schön Wetter ist nämlich dabei, wie man wohl meinen möchte, durchaus nicht unbedingt erforderlich. Im Gegenteil: regnet es der Braut in den Kranz, dann wird sie eine reiche Frau, und je nachdem, ob es schon am Morgen des Hochzeitstages oder erst gegen Abend regnet, wird sie früher oder später reich. Je nach der Jahreszeit wäre es ja auch möglich, daß ein Spinnwebfaden der Braut im Kranz hängen bliebe. Dann bedeutet er auf dem Wege zur Kirche Glück, auf dem Rückweg aber Unglück. Ist es gar am Hochzeitstage sehr heiß, so daß das Brautpaar auf dem Weg zur Kirche schwitzt, dann bedeutet das Mühle und Nummer, Kreuz und Plage. Besonders unerwünscht ist starker Wind. Ist er so arg, daß die Kerzen am Altar flackern, so ist eine zänkische Ehe sicher.

Schmückt sich am Hochzeitsmorgen die Braut für den Weg zur Kirche, so hat sie an gar vielerlei zu denken. Was sie heimlich zu sich flüsten muß. Eine umsichtige Braut läßt sich von ihrem Bräutigam einen Groschen schenken und tut ihn in ihren rechten Schuh. Dann kann auch in Zukunft der Mann kein Geld für sich behalten, sondern gibt alles der

Frau. Doch soll sie das Geld von keiner weiblichen Person sehen lassen, denn sonst bekommt sie keine Knaben. In ihr Taschchen steckt sie sich etwas Salz und Brot, damit sie nicht verarmt, und in den Schuh etwas — ja, das ist leider ziemlich unappetitlich und für städtische Verhältnisse auch nicht durchführbar — also, etwas Mist, damit sie kein Heimweh bekommt. Auch zieht sie zum Ueberstreichen der Schwelle den rechten Schuh verkehrt an, damit sie nie in bösslicher Weise ihr Haus verlasse. Brautschuhe dürfen ja nicht zu eng sein, denn allerlei muß darin Platz finden. So z. B. etwas Salz und Rimmel, damit die Braut nicht beschrien werde, auch etwas Geld, damit ihr künftig keins mangle, ein paar Brotkrümel, damit sie nicht behergt werde. In Alt-Reetz im Oderbruch versäumten früher die Bräute nie, etwas Dill und Senfkörner mit zur Trauung zu nehmen. Während der Ansprache des Predigers sagten sie dann leise:

„Ich habe Senf und Dille.

Mann, wenn ich rede, schweigst du still!“

und sicherten sich so das Regiment in der künftigen Ehe. In den Handschuh aber steckt sich eine vorsichtige Braut ein zerbrochenes Rütchen vom Besen, dann hat sie in der Ehe keine Schläge zu befürchten.

Der Weg zur Kirche — — — er ist nicht nur mit guten Vorsätzen, sondern noch mehr mit gutgemeinten Ratsschlägen gepflastert. Das Brautpaar soll — ein gewiß überflüssiger Rat — möglichst dicht nebeneinander gehen, damit „nichts zwischen sie trete“. Es soll auch sittsam zu Boden schauen und sich nicht ungucken. Tut es die Braut, so kann sie leicht beschrien werden, tut es aber der Bräutigam, so sieht er sich schon nach der zweiten Frau um. Wer von beiden sich aber auch umschaut, der wird zudem untreu, und der andere muß sterben. Die Zeugen sollen recht dicht hinter dem Brautpaar stehen, da sie dadurch Unheil von ihm abwenden können. Sehr bedeutungsvoll ist, was dem Brautzug zuerst begegnet. Ist es ein alter Mann, ein Esel oder ein Schwein, so kann es von Glück sagen, kommt aber eine alte Frau, ein Fuhrwerk oder gar eine Kage, so bedeutet das großes Unglück. Auf dem Weg zur Kirche soll das Brautpaar vorsichtig gehen, damit es nicht anstößt. Tut es der Bräutigam, so wird der erste Knabe nicht geheißen, stolpert aber die Braut, dann ist das erste Mädchen ein Sorgenkind.

Während der Trauung selbst entscheidet sich, wer in der Ehe das Regiment führen wird. Es steht der Braut zu, wenn sie bei der Einsegnung die Hand oben hält und zuerst vom Knien aufsteht. Hat sie das aber verpaßt, dann kann sie das Versäumte immer noch dadurch nachholen, daß sie zuerst ins Haus tritt oder abends als erste ins Bett schlüpft. Ist es ihr möglich, während der Trauung unvermerkt ihren Fuß auf den des Bräutigams zu setzen, dann ist ihr die Herrschaft nicht mehr zu nehmen, und sie wird in der Ehe keine Schläge bekommen. Doch kann der junge Ehemann diese Maßregel dadurch unwirksam machen, daß er auf den Kleideraum seiner Braut kniet. Dann wird er doch der Herr im Haus.

Wenn man auch annehmen möchte, daß eine junge Frau nach Ablauf der ersten vier bis sechs Wochen, der schönen Flitterwochen, schon einigermaßen über ihre Ehe Bescheid weiß, so kann sie ja zur Vorsicht auch noch ein Rantchen Brot von daheim in ihren neuen Hausstand mitnehmen. Hat es nach den ersten Wochen noch keinen Schimmel angefaßt, so wird die Liebe auch fernerhin nicht erkalten.

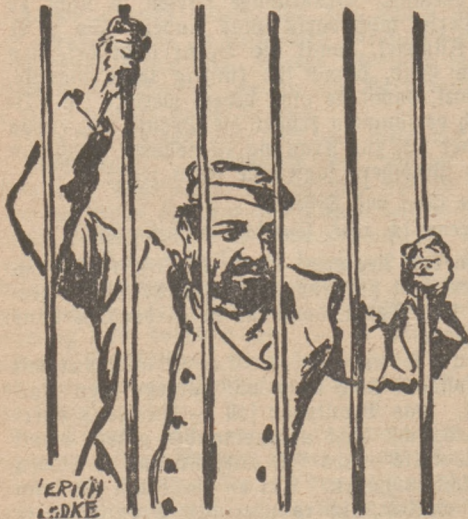
Viel haben also Brautleute und ihre Freunde zu bedenken, wenn sie nichts versäumen wollen, was für das künftige Glück im Ehestand ausschlaggebend sein könnte, und alles fernhalten wollen, was ein Unglück heraufbeschwören könnte. Und ist ein junges Paar nach all diesen Mühen erst einmal auf dem richtigen Weg zu einer glücklichen Ehe, warum sollte es dann nicht auf diesem guten Wege fortschreiten? Wir jedenfalls wünschen es ihm von Herzen!

Erika Maria Ebeling.

Haratiri zweier Schulknaben

In Sinfoku in Japan machten zwei Schulknaben den Versuch, Haratiri zu begeben. Die beiden Jungen waren zehn und zwölf Jahre alt. Der Lehrer hatte ihnen während des Unterrichtes Bilder gezeigt, wie ein berühmter Daimyo der japanischen Geschichte aus Treue zu seinem Vaterlande Haratiri begangen hatte. Die Kinder wurden durch die Darstellungen derartig erregt, daß sie nach Schluß der Schulstunden sich mit Messern den Hals aufschnitten. Sie konnten jedoch noch gerettet werden.

Mit Gloria Swanson habe ich etwas rein Weltanschauliches gemeinsam: wie sie, kann ich mir in einem Schuhmann nie einen Beschützer, sondern nur einen Mann vorstellen, der irgendwen verfolgt. Dieses Gefühl entspringt zweifellos der unabänderlichen Tatsache, daß meine meisten Rollen unglückselige Figuren abseits der staatsverhaltenden Prinzipien sind. Einen kleinen Rest dessen, was man im Glashaus oder auf den Brettern zu charakterisieren hat, trägt man mit sich nach Hause — ins Privatleben. Womit nicht



Heinrich George in dem Ufa-Film „Der Sträfling aus Stambul“.

etwa gesagt sein soll, daß ich daheim falschnünze oder mich durch andere Geheimes-übertretungen zerstreue. Nein, es ist etwas Ernsthaftes: man wird leicht geneigt, die Verlasserten des Lebens so einzuschätzen, wie sie sich selbst einschätzen. Das mag richtig sein, das mag falsch sein: es ist eine selbsttätige, automatische Betrachtungsweise, die für einen Kriminalpsychologengleichgültig, für einen Schauspieler aber nicht unwichtig ist.

Ich darf sagen, daß es für mich ein Erlebnis war, als wir bei den Aufnahmen zum Ufa-Film „Der Sträfling aus Stambul“ eine Strafanstalt aufsuchten. Nicht, daß wir besondere Abenteuer hatten, oder daß sich Gelegenheit gefunden hätte, über die „Zustände in deutschen Gefängnissen“ oder dergleichen entrichtet zu sein. Es war die Atmosphäre, die uns — triviales Wort! — gefangen nahm. Es bedurfte nicht des Stofflichen; das Leben hinter den Mauern oder besser das Gegenteil davon war so deutlich spürbar, daß unser Abschied ein wenig einer Flucht glich. Anekdotisches geschah an diesem Tage auch; aber es ist belanglos: Jemanden, der gerade entlassen wurde, fragte Regisseur Ucciy nach seinen Straftaten und Gründen. Die Antwort war weltweise: „Man hatte keinen Sinn für meine soziale Forderung: Trennung von Arbeit und Beruf!“ Diese schöne Beschreibung verdient, gestülgeltes Wort zu werden.

Eine vielleicht sentimentale Erinnerung verbinde ich mit unserem Ausflug in die Welt der Einsamkeit. Jemand erkannte mich und rief mich beim Namen. Die wenigen Worte, die der Gefangene mit mir sprach, verrieten mir deutlich, wie man in den nördlichen Vierteln Berlins zu der Wirksamkeit eines Schauspielers eingestellt ist. Es ist nicht Eitelkeit des Mimen, wenn ich diese Feststellung mache, es ist etwas anderes. Die Erkenntnis: Berlin ist ein Konglomerat von Städten; vom Norden bis zum Westen ist es häufig fast ebensoweit wie von Berlin nach Budapest. Und manchmal ist man seiner inneren Wirksamkeit und seinem Publikum in einem Stadtteil von einer Seite, die dem anderen Distrikt uninteressant ist und bleiben muß, um Kilometer nähergerückt.

Es war in einem anderen Berliner Stadtteil, wo ich einmal völlig mißverstanden wurde, als in einer größeren Gesellschaft eine noch recht jugendliche Dame zu mir sagte: „Hach, wissen Sie, nichts würde mir mehr gefallen, als wenn Sie und Michael Bohnen im Film mal einen Ringkampf machen!“ Diesen Wunsch werde ich unerfüllt lassen. Es war ein Mißverständnis. Und solch ein Mißverständnis macht mich mißmutiger, als wenn wir Schauspieler, Regisseure, Dramaturgen und Autoren aneinander vorbeileben, was ja auch manchmal vorkommen soll. Klarheit zu schaffen, ist da sehr schwer. Freilich könnte ich Maximen aufstellen, aufzeigen, wie ich meine Gestalten gedeutet haben will. Aber das scheint mir nicht die Aufgabe eines Schauspielers zu sein. „Spiele, Mime, rede nicht!“ könnte man ein altes Wort paradox anwenden. Nach diesem Grundsatz verfare ich beim Film und auf der Bühne. Meine Forderung — im Gegensatz zu den oben erwähnten Worten des Strafgefangenen lautet: Trennung von Leistung und Neugierlichkeit!

1. In jedem Pferdestall in Persien wird auch ein Schwein untergebracht. Man hegt den Glauben, daß dieses auf die Gesundheit der Pferde einen günstigen Einfluß ausübt.

2. Der gewaltigste Tempelbau der Erde, mit dessen Abmessungen sich kein zweites Heiligtum vergleichen kann, ist der Ammentempel zu Karnak. Die ganze Tempelanlage, die am rechten Ufer des Nils den Ruinen des alten Theben gegenüberliegt, bedeckt fast ein Quadratkilometer. Seine Halle ist so ungeheuer groß, daß man bequem den ganzen Kölner Dom hineinstellen könnte. Aber seltsam genug berührt es, wenn dieser Raum trotz dieser Ausdehnung nur einige hundert Menschen zu fassen vermag, da dicht gedrängt sich in seinem Innern ungeheure turmgleiche Säulen, welche bis zu 25 Meter hoch sind und 10 Meter Umfang messen, fast die ganze Halle ausfüllen.

3. In Kanada kommen auf 103 Männer nur 100 Frauen.

4. Das Saxophon ist eine Erfindung des französischen Musikers Adolphe Sax (1840—1894).

5. In Schweden ist es nicht Sitte, daß Ärzte Rechnungen senden. Jeder Patient bezahlt dort den Arzt nach seinem Vermögen.

6. Der älteste Teil des Berliner Schlosses besitzt Mauern von fast 3 Metern Stärke.

7. Die schönsten und teuersten Ragen sind die siamesischen. Sie werden mit 400 Mark und noch mehr das Stück bezahlt.

8. Die Staumauer des Nils ist 1,8 Kilometer lang, oben 12, unten 35 Meter breit. Ihre Staukraft reicht 225 Kilometer flussaufwärts. Der künstliche See vermag jetzt 2½ Milliarden Kubikmeter Wasser zu fassen. Die Sperrmauer ist mit 180 Durchlässen versehen, die bis zu 210 000 Kilogramm Druck aushalten.

9. Die Zahl der Hochzeiten in Europa alljährlich ist auf rund 4 Millionen berechnet worden.

10. Von den Gedichten Heines gibt es über 3000 Kompositionen.

11. Der Vatikan in Rom umfaßt eine Gesamtfläche von 55 000 Quadratmetern. Die Gebäude umgeben 20 Höfe, die 25 000 Quadratmeter groß sind. Die Gebäude enthalten rund 1000 Säle, Zimmer und Kapellen.

fröhliche Ecke.

Die vierjährige Liselotte hat sich allein auf Entdeckungsreisen gemacht. Nach stundenlangem Suchen wird sie endlich wiedergefunden und die besorgte Mutter will ihr klar machen, daß sie das nicht wieder tun darf — „sonst kommt nochmal ein fremder Mann und nimmt dich einfach mit, wenn du dich verirrt hast.“

„Und dann,“ fragt die Kleine gespannt.

„Ja, dann wissen wir gar nicht, wo unsere Liselotte geblieben ist, und Mutti ist furchtbar traurig.“

„Und dann?“ fragt Liselotte aufgeregt.

„Ja, und dann geht Vati zur Polizei, damit sie auch nach dir suchen.“

„Und dann?“

„Wenn dich die Polizei dann auch nicht findet, dann kommt unsere Liselotte in die Zeitung, und dann wissen alle Menschen, daß du weg bist.“

Die Kleine ist ganz verstummt, plötzlich bricht sie in Tränen aus und ruft ganz verzweifelt: „Muß ich denn immer in der Zeitung bleiben?“



Humor des Auslands.

Die Lage im fernen Osten ist noch immer „zugespitzt“